

Als Junglehrer in einer Anstalt für schwererziehbare Knaben : Heimarbeit vor 50 Jahren

Autor(en): **Schneider, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **64 (1993)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heimarbeit vor 50 Jahren

Hinweis des Autors: Es geht bei der folgenden Darstellung lediglich um den Versuch, ein Stück «erzieherische» Vergangenheit, die nur ein halbes Jahrhundert zurückliegt, nochmals aufleben zu lassen, um die seither eingetretenen grossen Wandlungen in der Heimerziehung sichtbar werden zu lassen. Es geht aber in keiner Weise um eine verspätete Abrechnung oder um eine Verunglimpfung beteiligter Personen. Deshalb bleiben Ort und Verfasser ungenannt.

Als ich im Frühjahr 1942, also mitten im 2. Weltkrieg, mein Diplom als Primarlehrer erworben hatte, machte ich mich sofort auf Stellensuche, aber die Situation war denkbar schlecht. Die vielen arbeitslosen Lehrer, die teilweise um Jahre älter waren als der tatenlustige Neuling, bemühten sich vergeblich um eine Anstellung. Ich hatte jedoch Glück: Nach knappen vier Wochen Wartezeit wurde ich provisorisch an eine Heimschule gewählt. Die Anstalt für schwererziehbare Knaben, so nannte sie sich damals, baute ihre Erziehung auf zwei Pfeilern auf: Schulunterricht und Arbeit auf dem angegliederten Bauerngut mit mehr als 20 Hektaren Umschwingung.

Als ich mich beim Hausvater vorstellte, war das erste, dass er mich vor den Schriften eines verqueren Demagogen warnte, der zwar die Anstaltserziehung aus eigener Erfahrung kannte, die Verantwortlichen aber heftig anklagte. Ich kannte C.A. Loosli noch nicht, aber die Warnung war mir Anlass genug, die Bücher aus der Kantonsbibliothek zu entleihen.

Ich hatte insgesamt 32 Knaben im Alter von 6 bis 16 Jahren mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen zu unterrichten. Neben einem Knaben, der weder Französisch noch Deutsch beherrschte, gaben mir besonders diejenigen Schüler grosse Rätsel auf, die altersmässig höhere Klassen hätten besuchen müssen, was für rund zwei Drittel zutraf. Intelligenzmässig entsprachen nur etwa fünf Knaben dem normalen Niveau einer Primarschule. Das Zusammenfassen in Begabungsgruppen, wie es für eine Gesamtschule zwingend ist, bereitete deshalb grosse Schwierigkeiten. Die Vorbereitungen für die neun Klassenstufen – in Wirklichkeit waren es je nach Fach vier bis fünf Gruppen, nur der einzige Erstklässler brauchte besondere Zuwendung – konnte ich erst nach 21 Uhr beginnen, da ich neben den vollständig ausgelaugten Hauseltern, dem Karrer und dem Melker und der Köchin der einzige für sämtliche Haus- und Feldarbeiten Verantwortliche war. Wenn nach der Schule um 16 Uhr die Zuteilung der Arbeiten durch den Hausvater erfolgte, hatte ich mit der Grosszahl der Knaben, die nicht in Stall und Küche gebraucht wurden, bestimmte Aufgaben im Feld zu übernehmen. Dazu gehörte beispielsweise in den ersten Wochen das Steinelesen auf dem frischgepflügten Acker. Mit Kessel und Körben machten wir uns daran, die Kiesel zusammenzutragen und am Ende des Feldes aufzuschichten. Mein Prinzip war es von Anfang an, sämtliche Arbeiten, die den Knaben aufgetragen wurden, ebenfalls zu leisten, mich also in den Kreis der Steinelesenden einzuordnen. Auch beim Hausputz, der 14 Tage in Anspruch nahm, ebenso mit Schrubber, Lappen und Kessel am Werk zu sein. Oder bei der Heu- und Getreideernte, bei der Kartoffel- und Apfelernte auch mitzutun und mich nicht zu schonen. Bei den grösseren Feldarbeiten fiel der Unterricht ohnehin vollständig aus, aber meine Betreuung und Aufsicht setzte sich fort. Ich stellte dabei fest, dass ich nur wenig zu gebieten und zu mahnen hatte, was sich sogar auf den Unterricht auswirkte. Schule und Feldarbeit lösten sich nahtlos ab. Da hatte ich mich so gut wie möglich vorbereitet, die Wandtafeln beschriftet, das Material bereitgestellt, aber bei schönem

Wetter hiess es: Lehrer, heute wird geheut. Auch das Umgekehrte konnte eintreffen. Wenn sich das Wetter verschlechterte, hiess es dann: Lehrer, heute ist Schule.

Ich versuchte, den Unterricht so interessant und lebensnah wie möglich zu gestalten. So führten wir einmal richtige Sezierübungen durch. Jeder Schüler von der 4. Klasse an hatte ein rechteckiges Unterlagebrettchen von 20 auf 40 cm vorzubereiten. Holzabfälle gab es zuhauf. Als Objekt für den Unterricht hatte ich die Ratte ausgewählt. Davon gab es fast jede Menge in der grossen Scheune. Ich zeigte nun an meinem toten Exemplar, wie Schritt für Schritt vorzugehen sei und bezeichnete Organ für Organ. Die geöffnete Bauchdecke wurde nach aussen gekehrt und mit erbetelten Stecknadeln und Nägeln fixiert. Da praktisch jeder Knabe über ein Taschenmesser verfügte, konnte jeder selbständig vorgehen. Nachher wurde alles gezeichnet und beschriftet. Die unterschiedlich geratenen Präparate wurden anschliessend im Schulzimmer aufgestellt. Nach wenigen Tagen mussten wir sie zwar beiseitigen, weil sie aus begreiflichen Gründen stark zu riechen begannen, aber als konkrete Anschauung dienten sie ohne Zweifel.

Die sogenannten schwererziehbaren Knaben stammten fast alle aus zerrütteten oder geschiedenen Familien. Nur an einen einzigen mag ich mich erinnern, der wegen einer Gewalttat – er schoss als 12jähriger einem Kameraden mit einer Pistole in den Fuss – durch die Vormundschaftsbehörde eingewiesen wurde. Ich bemühte mich, durch das Aktenstudium den Hintergrund jedes einzelnen zu erkunden, merkte aber bald, dass Wissen Vorurteile nährt und die unmittelbare Aufgeschlossenheit verhindern kann.

Die grösste Schwierigkeit für mich jungen Lehrer sah ich aber darin, dass die Auffassungen und Handlungsweisen des Hausvaters in eine Richtung gingen, der ich mich nicht anschliessen konnte. Das mag nicht nur am grossen Altersunterschied gelegen haben, sondern an einer grundsätzlich andern Einstellung. Auch im Rückblick, wo sich doch vieles versachlicht, bleibt mir unverständlich, dass in der Mitte unseres Jahrhunderts noch «erzieherische» Maximen galten, die weit ins 19. Jahrhundert und noch weiter zurückreichten. So war die Körperstrafe das schlagendste Argument bei Aufsässigkeit oder unangepasstem Verhalten. In der Anstalt gab es auch noch die Einrichtung des Karzers, über den mir die Knaben grausliche Dinge erzählten, besonders von einem früheren, anscheinend renitenten Knaben, der mehrere Tage in diesem Verschlag auf dem Estrich zubringen musste. Ich inspizierte dieses mit

«... dass Wissen Vorurteile nährt und die unmittelbare Aufgeschlossenheit verhindern kann».

dicken Brettern eingehagte Geviert von etwa 2 auf 2 Meter, das eine mehrfach gesicherte Türe aufwies. Zum Glück wurde während meines Aufenthalts nie von dieser mittelalterlichen Methode Gebrauch gemacht.

Der Tagesablauf war streng geordnet, was ich durchaus sinnvoll fand und heute noch finde: Um 6 Uhr weckte der Hausvater die Knaben, die in zwei grossen Schlafsälen ihre Betten hatten. Nach dem Waschen im Waschraum begaben sich die Knaben wieder in den Schlafsaal, um ihre Betten zu machen. Die Bettnässer wechselten ihre Strohsäcke und brachten das Leintuch in die Waschküche, den durchnässten Sack zum Trocknen auf den Estrich und leerten das Auffangblech unter ihrem Bett. Etwa ein Drittel der Knaben litt an diesem Übel, besonders die jüngeren. Um 6.45 war Frühstück. Bis zum Schulbeginn um 8 Uhr hatte jeder sein Ämtchen zu erledigen, das wochenweise festgelegt wurde, so im Haus, in der Küche, im Stall und Hof. Die Kontrolle darüber war mir zugeteilt, sofern es Hausarbeiten betraf. War Back- oder Washtag, mussten jeweils die längerfristig bestimmten Knaben während des ganzen Tages zur Verfügung stehen. Sie waren dann vom Schulbesuch dispensiert.

«Bedrückend für mich waren nicht die aussergewöhnlichen Bedingungen und Anforderungen, die gestellt wurden, sondern die Tatsache, dass man den bedauernswerten, zu meist verschupften Knaben nicht gerecht werden konnte.»

Um 9.30 Uhr gab's die erste Pause mit Tee und Brot oder einem Apfel. Um 11.30 Uhr war Mittagessen, das bis kurz nach 12 Uhr dauerte. Bis 13 Uhr waren wieder verschiedene Ämtchen zu versehen. Wer damit glaubte, fertig zu sein, hatte sich wieder bei mir zu melden, damit ich kontrollieren konnte. Am Nachmittag dauerte die Schule von 13.00 bis 15.30 Uhr. Nach der Zvieripause mit der üblichen Verpflegung begann um 16 Uhr die Feld- und Gartenarbeit. In der Regel begab man sich um 18 Uhr zurück ins Haus, um sich zu waschen und für das Abendessen bereitzuhalten. Wer nicht Küchen- oder Eßsaaldienst hatte, durfte sich dann spielend vergnügen, entweder draussen im Hof oder im Aufenthaltsraum. Spielmaterial war vorhanden, wenn auch in geringer Anzahl, ebenso eine spärliche Bibliothek.

Vor dem Essen wurde jeweils gebetet, und nach dem Abendessen sang man mit Harmoniumbegleitung durch den Hausvater einige Strophen eines Kirchenliedes. Das Essen der Knaben war sehr einfach, aber immer genügend. Zum Frühstück gab es Hafersuppe aus einer grossen blechernen Wanne, dazu Brot, zum Mittagessen ebenfalls Suppe mit einer anschliessenden Hauptspeise, meistens mit Kartoffeln oder Teigwaren, desgleichen am Abend. Fleisch gab es vielleicht ein-, zweimal pro Woche.

Das Essen am Tisch der Hauseltern und ihren Angehörigen, der Angestellten und der Besucher war wesentlich reichhaltiger und grundlegend verschieden. Von einer Rationierung merkte man kaum etwas, da sich der Betrieb zu einem Grossteil selber versorgen konnte.

Um 20 Uhr hatte ich das Signal zu geben für die Kleineren, dass sie sich im Waschraum einfinden sollten. Nach der Kontrolle durch mich gingen sie in den Schlafsaal, um sich zu Bett zu begeben.

Reihum sprach einer der Knaben das Abendgebet, und ich wünschte eine gute Nacht. Um 21 Uhr waren die Älteren an der Reihe, die nach dem gleichen Prozedere Waschraum und Schlafsaal aufsuchten.

Mein Arbeits- und Schlafzimmer lag im Winkel der beiden Schlafsäle. In mein Refugium konnte ich nur gelangen, wenn ich den einen oder andern Schlafsaal querte. Durch die beiden Türen hörte ich, wenn noch Unruhe herrschte und die Knaben aus irgendwelchen Gründen keinen Schlaf fanden. Meistens waren sie aber ordentlich müde, so dass ich nur selten mahnen musste.

Zu meinen Pflichten gehörte es auch, dass ich um 23 Uhr die Bettnässer weckte und sie aufforderte, zur Toilette zu gehen. Da ich ja ohnehin an meinen Präparationen für den kommenden Tag sass, meistens bis über Mitternacht hinaus, war die Unterbrechung meiner Arbeit nicht weiter schlimm. Bei meiner nächtlichen Kontrolle entdeckte ich auch hin und wieder, dass ein Bett leer war und ich den Knaben bei einem Kameraden fand. Ich schickte ihn zurück und empfahl den beiden, dies inskünftig zu unterlassen. Eine Strafe schien mir fehl am Platz. Ich erzählte auch dem Hausvater nichts davon, sondern dachte nur bei mir: Arme Teufel, die ihr auf diese Art Wärme und Nähe sucht.

Wie ersichtlich begann mein Tagwerk nach dem Frühstück, etwas nach 7 Uhr mit Aufsicht, Kontrolle, Unterricht und Arbeit draussen und endete kurz vor oder nach Mitternacht. Nur am Samstagnachmittag hatte ich jeweils meinen freien Halbtage in der Woche, musste aber am Sonntag in der Frühe bereit sein für den Sonntagsdienst. Und einen Sonntag im Monat hatte ich das Recht auf Distanznahme und Entspannung.

Der dauernde Einsatz in einer so verschiedenartigen Arbeit wie Unterricht und Betreuung forderte mich als 20jährigen Lehrer wahrlich heraus – der älteste Schüler war knapp drei Jahre jünger! – und beanspruchte mich stark, so dass die Rekrutenschule, die ich im Sommer zu absolvieren hatte, für mich wie Ferienzeit war, obschon 1942 von den Rekruten mehr verlangt wurde als heute. Auch das Aufgebot zur Teilnahme an den Winterdivisionsmeisterschaften im Gebirge bedeutete drei willkommene Ferientage.

Vielleicht ist noch interessant zu wissen, dass mein Lohn in diesem ersten Junglehrerjahr 200 Franken im Monat betrug. Wie stolz war ich, dass ich mit dem ersten Gehalt mir ein Occasionsvelo in der einfachsten Ausführung erstehen konnte, das genau 200 Franken kostete und erst noch gebrauchte Pneus aufwies. Alles unterstand ja damals dem gestrengen Regime der Kriegswirtschaft. Zu meinem Lohn erhielt ich natürlich noch Kost und Logis. Ich weiss genau, dass zu jener Zeit auch an anderen Orten ähnliche Verhältnisse herrschten. Bedrückend für mich waren nicht die aussergewöhnlichen Bedingungen und Anforderungen, die gestellt wurden, sondern die Tatsache, dass man den bedauernswerten, zu meist verschupften Knaben nicht gerecht werden konnte.

Wie ich schon angedeutet habe, waren die Schulleistungen alles andere als glänzend, obschon die Knaben noch erstaunlich grossen

«Die Hauseltern, die Vater- und Mutterstelle einnahmen, waren durch die jahrzehntelange Arbeit derart verbraucht und ideenarm, dass ich ihnen keinen Vorwurf machen will, auch wenn meine Vorstellungen in eine ganz andere Richtung gingen.»

Lernwillen zeigten. Sie stiessen nur allzu rasch an ihre Grenzen, bekundeten aber in Teilgebieten wie Zeichnen, Malen und Singen überraschende Fähigkeiten. Einmal liess ich auf dem Plattenspieler ein Stück von Bach ertönen und ermunterte sie, ihren Eindruck zeichnerisch-malend festzuhalten. Das machte ihnen Spass und brachte ganz schöne Ergebnisse hervor, an denen sie und der Lehrer Freude haben durften. Das Turnen lag eher im argen. Abgesehen von einer alten Reckstange standen keine Geräte zur Verfügung. Von Turnkleidern oder Turnschuhen hätte man nur träumen können. Mit ihren klobigen Schuhen konnten sie auch keine Bravourleistung im Schnellauf zeigen. Ein alter Lederball, der auch in der Freizeit verwendet werden durfte, diente als Spielmöglichkeit. Gute Leistungen gelangen überraschenderweise im Singen, was ich vorerst den Knaben nicht zugetraut hätte. Mein Vorgänger, der ein sehr guter Klavierspieler war, hatte hier ein klingendes Fundament gelegt.

«Mein erstes Jahr als Heimlehrer war ein hartfordernder Einstieg in eine erzieherische Wirklichkeit, die heute zum Glück vollständig der Vergangenheit angehört.»

Erstaunliches konnte ich mir gegenüber den sogenannten schwererziehbaren Knaben erlauben. Musste ich einmal zum Coiffeur in der nahen Stadt, überliess ich die ganze Klasse sich selbst, stellte einen Arbeitsplan für alle zusammen und konnte nach einer Stunde sicher damit rechnen, dass Ruhe und Ordnung herrschte. Es gab so etwas wie einen Ehrenkodex, der durch den Ältesten repräsentiert und durchgesetzt wurde: Wir zeigen dir, Lehrer, dass wir dich nicht hintergehen. Wir können auch ohne dich arbeiten, wenn du uns das Vertrauen schenkst.

Einer der älteren Knaben hatte das Amt des Haarschneidens inne. Dazu benützte er mit grossem Geschick zwei von Hand zu bedienenden Maschinchen, eines breit und gröber, das andere schmal und feingliedriger zum Ausputzen, dazu noch Kamm und Schere. Ich bewunderte seine Meisterschaft, worauf er kühn behauptete, das könnte ich auch, ich solle nur einmal probieren. Und schon meldete sich bei mir ein Freiwilliger. Ich verlangte sein Handtuch und legte es ihm fachgerecht und mit entsprechendem Zeremoniell um den Hals. Dann begann das Schneiden mit der Tondeuse, aber so, dass ich nachher noch mit Kamm und Schere nachhelfen konnte. Das Wetzen der Scherenklingen klang schon ganz echt, und am Schluss war, nachdem ich leicht bangend den Angstschweiss zurückgedrängt hatte, eine ganz passable Frisur entstanden, die sogar dem kritischen Blick meines «Lehrmeisters» standhielt. Ich musste nur gut darauf achten, dass im Haarschopf keine «Treppe» entstand. Das wäre das Zeichen des Fiaskos gewesen. Mit der Zeit spielte es sich ein, dass wir abwechselnd bereit waren, einen Beweis unserer Haarschneidekunst zu liefern. Wir berücksichtigten, wie es sich gehört, auch die Wünsche unserer Kundschaft. So hielten wir die Frisur «Radibus» (vollständig kahl), dann Scheitel links oder rechts, Kurz- oder Langschnitt, Stirnfransen und andere Spezialvorschläge bereit. Die meisten wollten wenigstens einmal vom «Lehrer-Coiffeur» bedient werden. Und ich fand mindestens so viel Spass daran wie meine Schüler.

Einmal in der Woche war Wäscheausgabe durch die Hausmutter, die, obschon zart von Natur aus, sich ebenfalls den harten Umgangston angewöhnt hatte und nur selten etwas von ihrer Güte, die ich im Hintergrund spürte, zeigen konnte. Wenigstens lächelte sie hin und wieder. Den Hausvater habe ich fast nur dann mit einem

zufriedenen Gesicht gesehen, wenn im Hof die Viehschau des Bezirks stattfand und «seine» Kühe obenausschwangen. Dann glitt ein höchst seltenes Lächeln über das verhärmte Gesicht.

Bei der Wäscheausgabe hatte ich als organisatorischer Gehilfe dabei zu sein und für reibungslosen Ablauf zu sorgen. Besonders das Anprobieren von Hosen und Kitteln gab Anlass zu Aufregung. Die Kleider bestanden alle aus dem gleichen dunkelbraunen Filzstoff, so dass man die Anstaltsbuben in der Umgebung schon an den Anzügen erkennen konnte. Die Hosen reichten den meisten bis Mitte Waden. Nur die Älteren durften auch schon lange Hosen tragen, teilweise auch mitgebrachte Sonntagskleider. Die Schuhausgabe erfolgte nach dem gleichen Verfahren. Von Zeit zu Zeit erschien ein invalider Schuhmacher auf der Stör und flickte, was in der Zwischenzeit bei Feld- und Stallarbeit gelitten hatte.

Die Hauseltern, die Vater- und Mutterstelle einnahmen, waren durch die jahrzehntelange Arbeit derart verbraucht und ideenarm, dass ich ihnen keinen Vorwurf machen will, auch wenn meine Vorstellungen in eine ganz andere Richtung gingen. Die zuständige Aufsichtskommission, die sich regelmässig zu Sitzungen und anschliessend ausgiebigen Mahlzeiten einfand, interessierte mehr die

Einladung

an alle VSA-Veteranen zur jährlichen Zusammenkunft auf Donnerstag, 9. September 1993, in Baden, einem Tagungs-ort, der für alle Teilnehmer gut erreichbar ist.

Programm:

Ab 11.00 Uhr

Besammlung der Teilnehmer im Stadtcasino Baden, vom Bahnhof nur 7 Minuten zu Fuss.

Ab 11.30 Uhr

Apéro, bei schönem Wetter auf der Gartenterrasse neben dem Speisesaal

Zirka 12.30 Uhr

Begrüssung durch den Präsidenten des Vereins der Aargauischen Kinder-, Jugend- und Behindertenheime (VAKJB), Herrn Ruedi Weiss, Leiter des Schulheims, Schloss Kasteln. Anschliessend gemeinsames Mittagessen.

Zirka 14.00 Uhr

Auftritt einer Kindergruppe aus dem Schulheim Friedberg Seengen, angeführt vom Heimleiter, Herr Meier. Die Kinder führen eine «Baumkantate» auf, mit Liedern, Kanons und Musik.

Ab 14.30 Uhr

folgt der gemütliche Teil mit freiem Gespräch sowie auch Singen einiger gemeinsamen Lieder.

Zirka 16.00 Uhr Schluss des offiziellen Programms.

Liebe Veteranen

liebe Kolleginnen und Kollegen

Wenn Sie sich nicht bereits angemeldet haben, können Sie dies noch bis zum 31. August 1993 nachholen. Bitte benützen Sie den mit der persönlichen Einladung im Juni versandten Anmeldetalon und senden Sie ihn an Christian Joss, Erbstrasse 36, 8700 Küsnacht. Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme.

Das Organisationskomitee

wirtschaftliche Seite des ganzen Unternehmens. Da die durchwegs preisgekrönten Kühe grossen Ertrag abwarfen, bestand keine Gefahr für wirtschaftliche Schwierigkeiten. Für die Schule oder für die Erziehung allgemein bestand keine Nachfrage. Während meiner ganzen Tätigkeit in diesem ersten Jahr erhielt ich nur einmal Schulbesuch vom zuständigen Schulinspektor. Der Hausvater selbst oder gar die Aufsichtskommission zeigten sich nie in meinem Schulzimmer. Wichtig war nur, dass ich Ordnung zu halten verstand und meinen Aufgaben nachkam. Alles andere war mehr oder weniger nebensächlich.

Ein Beispiel mag abschliessend noch die pädagogische Haltung illustrieren.

Ausserordentlich beschwerlich fand ich die Gestaltung des Sonntags. Da ich ja nur Anspruch auf einen freien Sonntag im Monat hatte, lag es zur Hauptsache an mir, nach Möglichkeiten und Abwechslung zu suchen. Am Vormittag besuchten wir unter meiner Aufsicht die Kinderlehre in der nahen Stadt. Nach dem Mittagessen waren dann bei schönem Wetter Ausflüge in die Umgebung die Regel. Da jedoch kein Geld für Fahrten oder gar für anderes zur Verfügung stand, waren die Varianten bald einmal ausgeschöpft. Liess das Wetter keine Wanderung zu, versuchte ich, die Schar im Aufenthaltszimmer zu beschäftigen. Gesellschafts- und Ratespiele oder auch Vorlesen kamen in Frage.

Einmal hatte ich die Blitzidee, durch einen Knaben, dem ich bei der Formulierung beistand, einen Brief an den in der Stadt gastierenden Zirkus Knie schreiben zu lassen mit der höflichen Bitte, die ziemlich ausgesonderten und abseits lebenden Anstaltsknaben zur Sonntagsnachmittagsvorstellung einzuladen. Flugs telefonierte die Direktion des Zirkus und lud uns alle bereitwillig und grosszügig ein, aber ich hatte falsch gespürt. Der Hausvater erteilte mir einen scharfen Verweis, dass ich diese Initiative ergriffen hätte und erklärte, dass dieser Besuch für «unsere» Knaben nicht in Frage käme, weil sie von Anfang an wissen müssten, dass sie zu verzichten haben und schon gar nicht durch Betteln etwas so Besonderes wie einen Zirkusbesuch erreichen könnten. Mit hängenden Schultern verliess ich sein Büro, und am Nachmittag absolvierten wir den üblichen wenig anregenden Gang in die Umgebung.

Nach einem Jahr erlebte ich den nicht ganz freiwilligen Wechsel des Hauselternpaares, ein Wechsel, der mit einer vollständigen Kehrtwendung der pädagogischen Haltung und Atmosphäre einherging. Die Aufsichtskommission war also doch hellhöriger und nicht nur wirtschaftlich interessiert, wie ich vermutet hatte. Man stellte mehr erzieherisches Personal ein, und ich war neben dem Hausvater nicht mehr der alleinige pädagogisch Verantwortliche. Eine neue Epoche in der Heimerziehung setzte ein, und viele neue Versuche veränderten das Klima radikal. Auch meine Arbeitsbedingungen wurden wesentlich verbessert. Die Zusammenarbeit mit den Hauseltern und den übrigen Angestellten wurde selbstverständlich. Beim Rückblick darf ich festhalten: Mein erstes Jahr als Heimlehrer war ein hart fordernder Einstieg in eine «erzieherische» Wirklichkeit, die heute zum Glück vollständig der Vergangenheit angehört.

*Peter Schneider **

* Pseudonym, Name des Autors der Redaktion bekannt.

Affektive Erziehung im Heim

Handeln im Spannungsfeld zwischen Pädagogik und Justiz

Kinder können sich psycho-sexuell frei entwickeln, wenn sie Zutrauen zu sich selbst und zu anderen Menschen aufbauen lernen. Dafür benötigen sie affektive Zuwendung, die sich auch und vor allem im Körperkontakt und in zärtlichen Gesten ausdrückt. Körperlichkeit und Zärtlichkeit sind demnach unentbehrliche Basisbestandteile einer jeden Erziehung – auch der Erziehung im Heim.

Körperlichkeit steht jedoch immer auch in der zweifachen Gefahr, einerseits das für die Entwicklung des Kindes förderliche Mass zu überschreiten und andererseits an die Grenzen des sittlichen Empfindens des Durchschnittsbürgers zu stossen, der beim institutionellen Erziehungsauftrag misstrauischer urteilt als in der Familie. Die Justiz übernimmt hier die vornehme Aufgabe, Menschen, vor allem Kinder und Jugendliche, die in einem entwicklungsbedingten Abhängigkeitsverhältnis stehen, vor derartigen Übergriffen zu schützen.

Erziehung überhaupt, in besonderem Masse aber Erziehung in Heimen und Anstalten, bewegt sich also in ihrem affektiven Bereich ständig im Spannungsfeld zwischen den Erfordernissen und Ansprüchen der Pädagogik und den schützenden Bestimmungen und Regeln der Justiz. Dem Erziehenden stehen aber für diese anspruchsvolle Aufgabe noch keine klaren Handlungshilfen zur Verfügung. Um diesem Mangel zu begegnen, hat sich eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe Affektive Erziehung im Heim gebildet, der Heimleiter, Pädagogen, Psychologen, Mediziner und Juristen angehören. Das Material, das sie bis jetzt aufgearbeitet hat, ist nun als 93seitige A 4-Broschüre unter dem Titel «Affektive Erziehung im Heim. Handeln im Spannungsfeld zwischen Pädagogik und Justiz», im VSA-Verlag erschienen. Einer grundsätzlichen Betrachtung der ganzen Problematik folgt eine reiche Sammlung authentischer Beispiele von problematischem affektiv-erzieherischem Verhalten im Heim. Zu jedem Beispiel werden in übersichtlicher Form pädagogische und juristische Erwägungen angestellt und zu allgemeinen Merkmalen und Leitlinien für die Praxis der affektiven Erziehung im Heim verdichtet.

Die Broschüre «Affektive Erziehung im Heim» wird von ihren Autoren als Werkstattbericht bezeichnet, um damit zu dokumentieren, dass die Arbeitsgruppe gerne Anregungen von engagierten Lesern in die weitere Bearbeitung der Problematik aufnimmt. «Affektive Erziehung im Heim» kann zum Preis von Fr. 21.50 (inkl. Versandkosten) beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstr. 2, 8008 Zürich, bezogen werden.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

Exemplar(e) der Broschüre «Affektive Erziehung im Heim. Handeln im Spannungsfeld zwischen Pädagogik und Justiz.», herausgegeben von der Arbeitsgruppe Affektive Erziehung im Heim, zum Preis von Fr. 21.50 (inkl. Versandkosten).

Name, Vorname _____

Name und
Adresse des Heims _____

PLZ/Ort _____

Datum, Unterschrift _____

Bitte senden an Sekretariat VSA, Verlagsabteilung,
Seegartenstr. 2, 8008 Zürich